



Spielwiese der Wendejugend: Der Fernsehturm im Berliner Dunst, gesehen von der Eberswalder Straße aus

Foto Ullstein

Der kategorischste aller Imperative – Verschende deine Jugend! – ist wohl einfach hormonell bedingt und gilt folglich universell. Versumpfen kann man in zu gequarten Hinterhöfen genauso gut wie bei Tiktok oder Instagram. Und doch gibt es Generationsunterschiede. Wer als Kind die magisch wirkende Jahrtausendwende noch vor sich hatte, das Weltende qua Systemabsturz, wie tatsächlich kurz geglaubt wurde, der durfte sich in seiner träge die Tage weggammelnden Verlorenheit auch noch kosmologisch bekräftigt fühlen. Und kaum ein Ort war für eine zielloos verschleppte Jugend wohl besser geeignet als das für wenige Jahre anarchische Nachwende-Ost-Berlin, auch wenn im Verborgenen bereits die Spekulanten wüteten. Von vogelfreien Kindertragen in den Ruinen einer zerstoßenen DDR-Urbanität handelt die mutmaßlich stark autobiographisch inspirierte Erzählung des im Jahr 1983 in Halle an der Saale geborenen, 1988 nach Ost-Berlin gezogenen Autors Lorenz Just.

Unter den inzwischen doch sehr vielen Jugendverschwende-Texten ragt Justs Roman aufgrund seiner stilistischen Versiertheit hervor. Die dichte, bildstarke, nüchterne Sprache bringt uns die Emotionen der Charaktere ohne alle Sentimentalität nahe. „Am Rand der Dächer“ heißt das Buch, weil in den Neunzigern die Berliner Oberwelt entdeckt wurde. Auch der Ich-Erzähler Andrej und sein bester Freund Simon verträumen viel leere Zeit auf löchriger Teerpappe, einzig den bestirnten Himmel über sich. Der zu den Flachdächern aufsteigende Straßenlärm erinnert die beiden an Meeresrauschen; zwei Schiffbrüchige auf einer kuriosen Insel. Wenn sich diese Protagonisten überhaupt zu etwas aufraffen, dann handelt es sich um Abhängen auf den einschlägigen Plätzen, Kiffen hinter dem Tacheles, lässige Basketballwürfe auf stählerne Kettenkörbe. Ladendiebstahle kommen bald hinzu, dann kurzzeitig erregende, aber im Grunde langweilige Einbrüche, vornehm-

lich in Luxuswohnungen von Neureichen, in die sich wunderbar über die Dächer einsteigen lässt. Die erste Liebe ist eine wichtige Erfahrung für Andrej, die ihn aber trotzdem nicht ganz zu erden vermag, denn auch seine Gefährtin Annika sehnt sich danach, aus allem auszubrechen. Ein Austauschjahr in Amerika steht am Horizont. Es wird den langen Sommer der Anarchie beenden.

Das Verplauderte und Mäandernde des Romans wirkt stimmig, gerade weil es die programmatische Handlungsarmut noch einmal unterstreicht. Im Herausbeschwören der eigentümlichen, heute kaum noch vorstellbaren Prärie-Atmosphäre des von Leerstand, vermüllten Höfen und überwucherten Brachen geprägten Kiez Berlin-Mitte ist Just besonders patent. Bei aller Endzeitstimmung wird nämlich zugleich deutlich, dass die Stadt aus Kinderperspektive ein Abenteuerspielplatz war, ein aus der Zeit gefallenes Habitat, durch das Tag für Tag dieselben Kontrollgänge unternommen wurden: „In der Deckung der Kindheit, im Schatten der Welt, im trüben Meer des Alltags spazierten wir die Große Hamburger hinauf.“ Ein narrativer Exkurs behandelt das Auftauchen

linker Hausbesetzer, die den eingesessenen Ost-Berlinern wie Marsmenschen vorkommen. Auf die Ostler blicken sie mit mildem Erstaunen: „Wir waren Natur, gehörten zu diesen Häusern wie die Tauben und Ratten.“ Die Beobachtung, wie sich das Gründerzeit-Eckhaus in der Kleinen Hamburger Straße 5 in eine knallbunte Ansammlung von Künstlerateliers verwandelt, ist von fast schon lokalgeschichtlicher Genauigkeit.

Der Autor klebt dabei nicht an der kindlichen Sichtweise, sondern lässt ausgereifte Überlegungen einfließen, die dem Buch etwas schwebend Essayistisches verleihen. So wird beispielsweise die populäre Aufladung von Basketball in diesen Jahren analysiert. Um identitätsstiftend zu wirken, habe dieser Sport erst Streetball werden müssen, weil darüber die Regelwächter keine Macht hatten: „Die Sportvereine waren vielmehr eine feindliche Gegenkraft.“ So ist im Sport nachvollzogen, was politisch und sozial gesehen war: eine Befreiung hinein in die Regellosgkeit, in der eine neue Identität erst gefunden werden musste. Auf solche Weise kehrt die Erzählung immer wieder zu ihren jugendlichen Protagonisten zurück, denn in erster

Linie ist „Am Rand der Dächer“ ein psychologischer Entwicklungsroman, ein „Anton Reiser“ der Stunde-null-Wendejahre, der in liebevoller Kleinarbeit rekonstruiert, wie sich die Kinder einer ideologisch obdachlos gewordenen Gesellschaft zweifelt an die Illusion der großen amerikanischen Freiheit klammern, um nicht allen Halt zu verlieren: „Unser Amerika, dem wir mit Basketball, zu groß gekaufter Kleidung und Musik näher zu kommen versuchten, war eher der Modus, den wir uns erwählt hatten, um wir selbst zu bleiben, also Andrej, Simon und Annika und wir sonst noch dazu gehörte: widerständig, eigensinnig, verspielt.“

Zu bleiben, was man ist, ist freilich das Gegenteil von Erwachsenwerden. Das ist die tragische Dimension der naiven Freiheitsillusion: Nicht nur das Bildungsangebot der Schule prallt an den Protagonisten ab, auch sonst bringen sie für kaum etwas ein gesteigertes Interesse auf und finden sich ab mit einer Existenz am Rande der Kleinkriminalität. Da ist eine Selbst-ungewissheit, die weit über die übliche pubertäre Verwirrung und Verweigerung hinausgeht. Dass Just im Rückblick nichts schön und doch Sympathie für seine gebrochenen, tapsigen Charaktere weckt, hebt diesen Roman wohlwollend von Erinnerungsbüchern ab, die lediglich nostalgisch in Zeitkolorit baden. Die Jahrtausendwende wird für Andrej zum Augenöffner, dass man – allen Regeln entglitten – gewissermaßen auf Pump gelebt hat: „Wir hatten die Frucht gekostet, bevor der Baum gewachsen war, und würden nun die eigentliche Arbeit nachholen müssen.“ Das ist eine bittere Einsicht, aber zugleich ein Anfang. OLIVER JUNGES



Lorenz Just:
„Am Rand der Dächer“.
Roman.
Dumont Buchverlag,
Köln 2020.
272 S., geb., 22,- €.

Als die Römer Netflix schauten

Uwe Tellkamp steuert ein Vorwort zu Christoph Schmitz-Scholemanns Horaz-Übersetzung bei

In einer Anmerkung zu seiner Übersetzung der Briefe des Horaz seufzte Wieland: „Diese ganze Epistel ist so voller Anspielungen.“ Wohl wahr! Aber genau das macht ihren Reiz aus, und natürlich hatte das auch in Wieland erst richtig den Spürhund geweckt, weshalb der Umfang seiner Einleitung und des Erläuterungsteils die eigentliche Länge der Horaz'schen Briefe weit übertrifft. Das war auch deshalb nötig, weil er das Versmaß des Hexameters in seiner Übersetzung streng wahrte. Das musste auf Kosten des Inhalts gehen, denn Horaz hatte seine beiden mit „Epistulae“ betitelten Bücher im zweiten vorchristlichen Jahrzehnt zwar als literarische Werke verfasst – es handelt sich also analog zum Kunstmarkt um so etwas wie Kunstbriefe –, aber sie enthalten dennoch mehr als genug Lebenspraktisches, das dann in einer anderen Sprache als dem Lateinischen hinter dem formalen Aspekt unterzugehen droht.

Die jüngste deutsche Übertragung der Briefe stammt von Christoph Schmitz-Scholemann und erschien erstmals 2005. Der ehemalige Bundesarbeitsrichter hat dabei zur Wahrung des inhaltlichen Gehalts auf deutsche Hexameter verzichtet und eine nur leicht archaisierend wirkende rhythmische Prosa gewählt. Dadurch kann er sich einen Anmerkungsapparat ersparen, weil Horaz plötzlich wieder ganz zeitgemäß wird: Seine Beobachtungen

und Bemerkungen über das Rom der frühen Kaiserzeit kommen so scharf und ironisch daher, dass sich heutige Kolumnisten schämen müssten angesichts von Texten, die vor mehr als zweitausend Jahre geschrieben wurden, aber an Frische den ihren deutlich überlegen sind.

Schmitz-Scholemanns Übersetzung beider Briefbände, die auf den berühmten letzten des zweiten Buchs, die sogenannte „Ars poetica“, verzichtet, weil die bereits in zahlreichen Separatpublikationen vorliegt, erschien seinerzeit als Broschüre der Literarischen Gesellschaft Thüringen und ist längst vergriffen. Deshalb hat sie der westfälische Elsinor Verlag nun wieder aufgelegt, leicht vom Übersetzer überarbeitet, vor allem aber um ein Vorwort aus prominenter Feder ergänzt: Uwe Tellkamp leitet das kleine Buch ein. Damit kann die Neuausgabe sogar noch über den eleganten und tatsächlich äußerst zugänglichen deutschen Text hinaus Interesse für sich beanspruchen.

Was den Autor des Erfolgsromans „Der Turm“ an Horaz reizt, ist klar: Frei- und Frechheit eines Schriftstellers in politisch repressiver Zeit. Horaz war ein Gegenspieler von Octavian gewesen, bevor dieser als Augustus Kaiser wurde. Fortan hatte sich der Schriftsteller zu arrangieren, er wurde so etwas wie ein Auftragschreiber des Augustus. Tellkamp, der bekanntlich seine Schwierigkeiten mit der Politik der Bun-

desregierung hat, spätestens seit der Flüchtlingsdebatte, erkennt darin wohl ein Rollenmodell. Allerdings kann bei ihm von Arrangement, gar Auftragschreiberei keine Rede sein. Das, was Horaz auch ausmacht, die Nonchalance, mit der er seine Überzeugungen dem Bedürfnis nach einem guten Leben unterwarf, ist Tellkamps Sache gerade nicht.

„Lebensschrift“ betitelt der sein Vorwort. Es ist weitgehend unpolitisch formuliert, wenn man von einer Gleichsetzung der Jahre kurz vor der Zeitenwende mit unserer Gegenwart absieht: „Rom steht reich und rechtssicher, Wasserleitungen, Straßenbau und Stromversorgung funktionieren, das Netz muß ausgebaut werden, gut, wo nicht, der Senat ist korrupt, schlecht, also wie überall, aus den Provinzen drängen unablässig Fremde herein, teils sind sie auf der Flucht vor Kriegen, teils kommen sie, weil Rom ein besseres Leben verspricht, welttoffen, bunt, voller Wind- und Sonnenenergie, und die schnelle Sesterze, hört man, dem Pharmareferenten ebenso offensteht wie dem Poker- oder Massagekundigen.“ Das hat ziemlich Witz, und vor allem verschränkt Tellkamp die Zeitebenen auf eine Weise miteinander, wie wir sie auch aus den bislang vorveröffentlichten kleinen Passagen der fürs kommende Jahr erwarteten „Turm“-Fortsetzung „Lava“ kennen. Tellkamp pflegt mit solchem magischen Historio-

graphismus einen Kunstgriff, der in so wunderbaren Autoren wie Wolf von Nietzsche und Christoph Ransmayr seine Vorläufer hat.

Und so wird in Uwe Tellkamps Rom des Horaz Netflix geschaut und am Computer gespielt, Briefpost frankiert und auch über die Fernsehgebühren geklagt. „Kulturen wachsen und vergehen für den, der zurückschaut, nicht nacheinander, sondern nebeneinander“, heißt es einmal. Das ist der Kern dieser ungewöhnlichen Poetik. Vielleicht dürfen wir ja doch noch darauf hoffen, dass der Schriftsteller Tellkamp den politischen Autor eines Tages wieder ablöst. „Den Schuh nach den Maßen des eigenen Fußes wählen – das ist wahre Kunst“, übersetzt Schmitz-Scholemann den Abschlusssatz des siebten Briefs: Metiri se quemque suo modulo ac pede, verum est! Ein guter Ratsschlag des antiken an den modernen Autor: Dann käme auch die Literatur wieder auf die Füße. ANDREAS PLATTHAUS



„Und zum Glück fehlt mir nichts – Nur Du“.
Die Briefe des Horaz.
Aus dem Lateinischen von Christoph Schmitz-Scholemann. Mit einem Vorwort von Uwe Tellkamp. Elsinor Verlag, Coesfeld 2020.
116 S., br., 14,- €.

Die Rückkehr auf die Schutzinsel

Katharina Köllers ebenso ungewöhnliches wie gelungenes Romandebüt „Was ich im Wasser sah“

Rund acht Jahre hat die österreichische Schriftstellerin Katharina Köller aus dem burgenländischen Eisenstadt an ihrem ersten Roman geschrieben. Davor war das Theater ihr künstlerisches Terrain – als Schauspielerin, Dramatikerin, seit 2016 auch als Regisseurin. Nun, im Alter von 36 Jahren, kommt der Roman, den die Autorin als neue literarische Herausforderung empfunden hat: die Welt der Bühne zu sprengen und zu anderen Ufern vorzudringen.

Gleich der erste Satz ist eine Provokation: „Ich hatte keine Brüste mehr.“ Klarissa ist von ihrer Heimatinsel, die irgendwo undefiniert im Mittelmeer liegt, aufs Festland geflohen. Dort hat sie der Krebs ereilt: „Was würden sie zu Hause sagen, wenn ich zurückkäme und sie sehen würden, dass ich meine Brüste auf dem Festland gelassen hatte? Es waren große Brüste gewesen. Schwere, fleischige Bälle.“ Sie hatten immer ein Eigenleben geführt, sich nach eigenen Gesetzen bewegt, ganz anders als Klarissas sonstiger Körper, sie empfand sie als Stigma: „Während ich mich durch meinen Alltag bewegte, hatte ich immer aufpassen müssen, sie zu schützen. Dafür hatte ich mir eine eigene Körperhaltung zugelegt. Ich hatte die Schultern nach vorne geschoben, meinen oberen Rücken gekrümmt und meine Arme vor meinem Brustkorb verschränkt. Wenn ich gerannt war, hatte ich sie mit beiden Händen festhalten müssen, und ich hatte eine Technik entwickelt, sie mit meinen Ellbogen zusammenzupressen, wenn ich im Auto über eine holprige Straße gefahren war. Sie waren zitternd auf und ab gehüpft, in meinen Händen und zwischen meinen Ellbogen.“ Ohne jeden Schnörkel, ohne Larmoyanz versteht es die Autorin, ein heikles Thema anschaulich ins Bild zu setzen.

Man könnte zunächst meinen, hier werde eine Krebsbiographie verarbeitet – weit gefehlt. Nach der Operation muss Klarissa das Ansinnen ihres Arztes abwehren, ihr Silikonbrüste als Ersatz zu basteln, sie will kein Plastik an und in ihrem Körper. Sie geht einen anderen Weg und lässt sich auf den nun flachen Oberkörper einen Oktopus tätowieren. Der greift in der Natur das Schalentier Krebs an, der starrt aber auch die Betrachter aggressiv an und umarmt die Trägerin des Tattoos mit seinen Tentakeln. Schutz und Angriff zugleich. Der gutmütige Bruder Bill sucht seine verlorene Schwester, die sich auf dem Festland verkrochen hat, er holt sie heim auf die Insel, die den bizarren Namen „Ei“ trägt – und dort beginnt eine ganz andere Geschichte.

Klarissa taucht in ihre Vergangenheit ein, sie verspinnt sich aber auch in ein Märchen von merkwürdigem Zauber. Ihr Zuhause ist das Wirtshaus „Zur schwankenden Weltkugel“, hoch auf einer Klippe, wo auch Irina lebt. Klarissa wäre früher bei einem Boots-ausflug einmal fast ertrunken, Irina tauchte auf, rettete sie ans Ufer und wurde in der Familie der Wirtsleute als zweite Tochter aufgenommen. Sie ist wunderschön, hat langes, fließendes Haar, goldene Augen, von ihr heißt es immer, sie sei „kein Mädchen, kein Mensch“. Sie ist eine Feengestalt aus dem Nirgendwo, vielleicht eine Zigeunerin, vielleicht ein Flüchtlingskind oder von der Mafia aufgezogen.

Die beiden Mädchen werden enge Freundinnen, und als Klarissa auf die Insel zurückkehrt, die Irina nie verlassen hat, nähern sie sich wieder an, versuchen die alte Vertrautheit wieder herzustellen, geraten aber auch in Streit und Auseinandersetzung.

Die Insel hat ihr altes Gesicht verloren, ein großes Industrieunternehmen hat die Herrschaft übernommen. Die Insel ist überzogen von gläsernen Windrädern, merkwürdiges Getier, Zecken ähnlich, kriecht über das Land, die Fischerei ist eingegangen, der Fischmarkt geschlossen, der Hafen dümpelt vor sich hin. Nur der alte Eukalyptuswald steht noch, in dem die Mädchen immer ihre geheimen Treffen hatten. Auch jetzt, nach der Rückkehr von Klarissa. Der Wald birgt weiterhin seine unheimlichen Geister, bleibt eine Welt für sich, in die die Menschen unerlaubt eindringen. Märchenhafte Motive umgeben auch das Meer, das Wasser, den Wind. Früher haben die Mädchen auf ihrer Insel einen Schatz gesucht wie bei Robert Louis Stevenson, noch heute glauben sie daran als ein Vermächtnis aus uralten Zeiten, das sich nicht erfüllen lässt.

Klarissa sucht nach einer neuen Identität als Frau, Irina will frei und ungestört sein. Beide leben wie Schiffbrüchige auf schwankenden Brettern, beide haben ihren Halt verloren. Ihr Untergrund ist wie das Wirtshaus, brüchig und unsicher, bis endlich aufbricht, was alle geehrt haben. Der Industriekonzern hat die Insel verschluckt, Fässer mit Atomwaste vor der Küste versenkt, die Windräder drehen sich ohne Sinn und Verstand, und es geschehen Dinge, von denen niemand wissen darf. Unter dem Deckmantel der grünen Energie wird die Insel zerstört. Widerstand ist zwecklos. Die einen Menschen sterben an Krebs, der Rest der Inselbevölkerung soll vom Eiland evakuiert werden.

Aber der Debütroman von Katharina Köller ist auch kein Öko-Roman. In dieser Geschichte mischen sich magische und realistische Phänomene wie in einem Kaleidoskop. Alles schüttelt sich durcheinander und ordnet sich neu. Köller findet wunderbare Bilder für die Zeichnung ihrer ungewöhnlichen Heldinnen und Helden vom Rande der Welt, die sich in kein Schema pressen lassen; sie malt aufgeregte Bilder aus der Natur, sie denkt über ein Leben nach, das real und surreal zugleich ist.

Der Phantasie sind hier keine Grenzen gesetzt. Sie will kein Mitleid, sie fordert auch nicht zum Widerstand auf. Ihre Welt ist inkommensurabel. Keiner lebt nach festen Gesetzen oder Regeln, es herrscht eine Wildheit und Unbefangenheit in dieser Inselgeschichte, die sich jeder Logik entzieht, und doch ist alles ganz real erzählt, mit klarer, bilderreicher und manchmal sogar anmutiger Sprache in Szene gesetzt. Ein gelungenes und bemerkenswertes Debüt. LERKE VON SAALFELD



Katharina Köller:
„Was ich im Wasser sah“.
Roman.
Frankfurter Verlagsanstalt,
Frankfurt am Main 2020.
320 S., geb., 22,- €.

Alter Wilder in neuem Stil

Der unbestechliche Beobachter Jürgen Theobaldy

Jürgen Theobaldy gehört mit Nicolas Born und Rolf Dieter Brinkmann zu den Dichtern der Neuen Subjektivität. In den siebziger Jahren haben er und seine Freunde Lyrik nicht nur für ihre Generation der Achtundsechziger wieder lebendig gemacht, sie wurden eine deutsche Variante der amerikanischen Wilden um Alan Ginsberg. Ihre Bücher waren Kult. Seitdem ist es stiller um sie geworden. Und einige von ihnen sind auch schon fast vergessen.

Theobaldy nicht. Er versuchte sich in anderen Genres, schrieb auch Romane und Kurzgeschichten, übersetzte Haikus und probierte sich aus. Aber seine Bücher kamen nun in kleineren Verlagen heraus und erreichten keine hohen Auflagen mehr. Er wurde ein nachdenklicher Chronist, der nach wie vor mit akribischer Sorgfalt Wirklichkeit beschrieb. Dem Rückzug in die Schweiz, wo er seit 1984 in der Nähe von Bern wohnt, entsprechen auch seine jüngsten Texte. In der neuen Heimat fühlt er sich offenbar so heimisch, dass ihm ein paar Jahre lang die Protokollführung der Nationalversammlung anvertraut wurde. Allerdings, bekennt er gleich zu Anfang, verstehe er die Sprache nach so langer Zeit immer noch besser, als er sie selbst sprechen könne.

Um Bern und die Schweizer Mentalität kreisen die meisten seiner „Ge-

sichten im Vorübergehen“. Der Titel trifft das scheinbar Zufällige und mühe-lösen Aufgelesene. Manche Texte gehören in die Kategorie Glossen oder Feuilletons, andere könnten der Beginn einer Kurzgeschichte sein, die bedauerlicherweise aufgegeben wurde. Aufgeben ist allerdings gar nicht Theobaldys Sache. Er feilt und poliert so lange, bis seine Texte makellose Prosaminutur sind. Vermutlich würde er Vorbilder wie Keller, Robert Walser, Hebel und auch Kafka akzeptieren.

Ein genauer Menschenbeobachter ist er geblieben. Vielleicht ist jetzt etwas Melancholie dazugekommen, und vor nostalgischen Rückblicken scheut er sich auch nicht. Gerade die bieten sich in der Schweiz aber auch häufiger als anderswo an. Über Tagesereignisse berichtet er aber mindestens so häufig. Ein unbestechlicher Zeitgenosse ist er, der nicht nur im Vorübergehen registriert, was um ihn herum passiert. MARIA FRISÉ



Jürgen Theobaldy:
„Gesichten im Vorübergehen“.
Verlag der brotsuppe,
Biel 2020.
270 S., geb., 26,- €.